

läßt, sondern alle zu Unsteten und Flüchtlingen macht, auch die, die noch so sicher wohnen.

Viele verstehen dies als Drohung. Aber es ist doch keine Drohung, es ist doch nur die Bitte derer, die nicht wissen, wohin.

Man spricht über uns bei Tagungen und auch in Gottesdiensten. Ach, man spricht über uns, aber man löst nicht. Ich stehe trotz allem Ringen um Klarheit bei der Frage nach unserem Los im dunkeln. Der Sinn des ganzen Geschehens kann vom Menschen wohl nicht geklärt werden. Ich weiß nur, daß wir den Weg zu Ende zu gehen haben, den Gott uns führt. Viele brechen bei diesem Weg zusammen. Viele von uns haben den Glauben verloren. Etliche haben sogar das Furchtbarste getan und haben das Leben von sich geworfen. Ist es Mangel an Glauben oder ist es Schuld des Bruders, der uns nicht aufnahm?

Wir stehen außerhalb des Raumes, in welchem wir unser Leben verbringen. Die schmerzvolle Erinnerung quält, was einst unser war. Aber dieses Erinnern kann ja nicht Wegzehrung sein. Wir müssen uns sagen, hart und unerbittlich, daß Vergangenheit Vergangenheit ist, und daß wir auf nichts hoffen dürfen, was damit zusammenhängt.

Ein Osterbrief sollte es werden, und Ostern spricht vom Leben. Ich weiß, daß jetzt ein Massenchor ruft: „Uns meint das Leben nicht, wohl die, die im vollen sitzen. Gott schweigt, und unser Bruder schweigt. Wir gehören dem Tod!“

Nein! Wir gehören dem Leben. Wir gehören darum dem Leben, weil Jesus Christus für uns gestorben und auferstanden ist. Er hat uns zum Leben gerufen, wenn er spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben.

Dies ist aber nicht ein Ruf, wie die Ärzte wohl sagen können, wenn sie einem Patienten zurufen: „Sie müssen leben wollen!“, sondern ganz anders: Christus ist der, der das Leben schenkt, Christus ist der, der uns zum ewigen Leben ruft. Er ist der, der uns schon jetzt Anschluß gibt ans ewige Leben, er ist der, der beim neuen Himmel und bei der neuen Erde unsere Tränen abwischen wird von unseren Augen. Er ist der, der es jetzt schon tut.

Das ist nun mein Osterbrief an Euch, daß Ihr Euch rufen lassen möchtet von IHM, der uns mitten in der Trauer darüber, daß Gott tot sei, begegnet, wie er der Maria begegnet ist im Garten, die vergeblich ihren Heiland sucht: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ In dem Augenblick, wo Jesus sie anruft beim Namen: Maria!, in dem Augenblick erkennt sie, daß der, den sie für tot hielt, ja vor ihr steht.

Er ruft uns alle beim Namen, uns Flüchtlinge und die, die eingesen sind, die Armen und die Reichen, die fliehen mußten und die, die immer bleiben konnten. Er ruft uns alle.

Sorgt doch, daß wir den Ruf des Meisters hören. Ja, wir Flüchtlinge können ihn hören, wie die andern ihn hören können, denn der Herr Christus sammelt alle die, die ihn tot meinen.

Das ist mein Osterbrief an Euch. Seid Ihr traurig? Ihr braucht es nicht zu sein! Seid fröhlich! Gott ist nicht tot; denn „es war unmöglich, daß er sollte von dem Tode gehalten werden“ (Apg. 2, 24).

F. Sommer



Hieronymus Bosch

Dornenkrönung

Die Soldaten riefen die ganze Schar zulammen, legten ihm einen Purpur an, flochten einen Dornenkranz und setzten ihm den als Krone auf. Dann riefen sie ihm Grüße zu: „Heil dir! König der Juden!“ Mit einem Rohrstab schlugen sie ihm an den Kopf, spieen ihn an, beugten ihre Knie und huldigten ihm. Mark. 15, 17—20

Ungarischer Bischof in Prag

Was Karl Barth ihm geschrieben hat

Albert Berezky, dem Bischof der Reformierten Kirche in Ungarn, ist von der theologischen Comenius-Fakultät in Prag die Würde eines Ehrendoktors verliehen worden. Anlässlich der festlichen Ehrenpromotion reiste eine ungarische Abordnung unter Führung des Bischofs nach Prag. Die Außerlichkeiten der Feier ließen, so berichtet der Ungarische Kirchliche Nachrichtendienst, „die hussitischen Traditionen neu erstehen“. Bischof Berezky hielt in Prag eine Ansprache „Über den prophetischen Dienst der Kirche“. Es erscheint uns erforderlich, aus dieser Rede einige Sätze zu zitieren, damit wir den Brief Karl Barths an den ungarischen Bischof verstehen können.

„Der Weg zur Lösung“

Man spürt es dem Redner an, daß es ihm ehrlich um ein Bekenntnis zur Buße geht, wenn er jenen Weg, den die Kirchen in den letzten Jahren beschritten haben, mit „beklommenem Herzen wieder und wieder untersucht“ und wenn er seine theologische Stellungnahme „der Kritik andersdenkender ausländischer kirchlicher Männer unterstellt“. Doch kommt er stets zu dem Ergebnis, „daß unsere Kirchen etwas vom heutigen Willen Gottes — was in den westlichen christlichen Kirchen bisher nur von wenigen mit uns zusammengesehen wird und was sie als dieses Neue noch später verstehen lernen müssen — begriffen haben . . .

In den hinter uns liegenden Jahrzehnten wuchs während der beiden Weltkriege das Problem (nämlich das Bestreben nach dem

Neuen und Besseren als eine für die ganze Welt unvertagbare Frage, nicht nur ins Riesenhafte, sondern es bricht sich auch eine Bahn zur Lösung. Während des ersten Weltkrieges wurde die erste sozialistische Großmacht, die Sowjetunion, geboren. Während des zweiten hat sie sich unerhört verstärkt . . . — Ihre Anziehungskraft im Kreise der unterdrückten Völker sei deshalb so stark, weil sie „eine tatsächliche Lösung zum brüderlichen Nebeneinanderleben der Völker aufweist, und zwar so, daß darin ein jedes Volk die speziellen Werte seines nationalen Lebens entfalten kann. Siehe, auch wir, hier und jetzt — Tschechoslowaken und Ungarn —, sind eine Illustration dieser Tatsache . . .“ — Die Kirche „kann sich in einer solchen neuen Erfüllung ihres Dienstes in der Welt zum Wohle der Welt beeilen, den ihr die sich

entfaltende neue sozialistische Gesellschaft als reiche Möglichkeit und Aufgabe anbietet . . .“

Friedenswort ungarischer Bischöfe

Zur Ergänzung fügen wir aus einem „Friedenswort ungarischer Bischöfe“ folgenden Satz an: Das ungarische Volk und seine Regierung „wollen die neue Gesellschaftsform ihres Volkes in Frieden aufbauen. Und das gleiche wollen auch die Sowjetunion und die anderen Volksdemokratien. Sie wollen diese neue Form niemandem aufzwingen, sondern sie möchten in Frieden mit den in verschiedenen gesellschaftlichen und Wirtschaftssystemen lebenden Völkern zusammenarbeiten . . .“

Aus Vorträgen, die auf der Landestagung der Senioren der Reformierten Kirche von Ungarn Ende Februar 1952 gehalten wurden: „Wir machen beglückt die Feststellung, daß jener Weg unserer Kirche . . . wirklich der von dem Zeugnis des Wortes und des Heiligen Geistes gesegnete Weg ist. Wir erblicken darin, daß wir unseren Dienst zu einer Zeit erfüllen dürfen, in welcher das ungarische Volk . . . eine neue Gesellschaftsordnung aufbaut und sich mit von Tag zu Tag wachsendem Erfolg der Verwirklichung des Sozialismus nähert, ein unverdientes Vorrecht.“

Was Karl Barth schrieb

Es wird vermutet, daß die Rede Bereczkys in Prag als Antwort auf einen Brief zu betrachten ist, den der Baseler Theologe im September vorigen Jahres an den ihm befreundeten ungarischen Kirchenführer gerichtet hatte. Diese Antwort des Bischofs freilich scheint uns der wachsenden Besorgnis Karl Barths nur recht zu geben.

Prof. Barth setzt sich gegen die im Westen oft gehörten Vorwürfe ab, wenn man dem Bischof etwa „Anpassung“ oder „Kollaboration“ zur kommunistischen Regierung in Ungarn vorwerfe. Das ist ihm aber nicht entscheidend. „Die Frage, die man Ihnen stellen muß, ist viel ernsthafter. Sie lautet schlicht dahin: ob Sie nicht in einen schweren theologischen Irrtum hineinzugeraten im Begriff sind? Sie sind im Begriff, aus Ihrer Bejahung des Kommunismus ein Stück christlicher Botschaft, einen Glaubensartikel zu machen, von dem her Sie nun die ganze Bibel interpretieren wollen. Mit anderen Worten: Sie sind im Begriff, in die ideologisch-christliche Denkform hineinzugeraten, die einst — unter anderen Vorzeichen — die der ‚Deutschen Christen‘ gewesen ist. Bitte, verwahren Sie sich nicht zu schnell! Sie haben die ‚Deutschen Christen‘ nicht aus der Nähe gekannt . . . Ich versichere Ihnen: Es gab auch unter den ‚Deutschen Christen‘ ernste und fromme Männer (gerade von Ihrer besonderen Art, lieber Herr Bischof!), und . . . bei den besten von ihnen war es gerade der Sozialismus im Nationalsozialismus und darüberhinaus die vermeintliche Entdeckung eines ganz neuen tieferen Verständnisses des Christentums, die sie dorthin führten. Und dann war das Ergebnis doch eine klare Irrlehre: die Behauptung von einer besonderen Offenbarung Gottes in den Ereignissen der Weltgeschichte (damals: in den großen Taten Hitlers!), die dann mit dem Worte Gottes in Jesus Christus zusammengesetzt wurden . . . Sie sind tatsächlich in vollem Zuge, das gleiche zu tun . . .“

Karl Barth erinnert den Bischof daran, in welchem Maße die ungarischen Reformierten in stande waren, „im Kampf gegen den Vertrag von Trianon (1919) und für das gute ungarische Recht gegen Tschechen und Rumänen als Vorkämpfer des christlichen Westens (!) ohne weiteres die gerechte Sache Gottes und der Kirche zu erblicken . . .“ Er fragt weiter: „Wie kommt es, daß Sie jetzt den ‚Sozialismus‘ — als ob es da nicht die geringste Frage gäbe — auf Ihre Fahne (die Fahne der Kirche Jesu Christi) setzen können? . . . Als ob unter ‚Sozialismus‘ im Himmel und

auf Erden gerade nur das verstanden werden könne, was in Ihrem Lande und überhaupt im Ostblock jetzt so heißt . . .“

Wie ist's nun mit jenem Sozialismus?

Dieser Brief Karl Barths bedeutet zweifellos eine Änderung seiner bisherigen Stellungnahme. Seine früheren Urteile über die Lage der Kirchen hinter dem Eisernen Vorhang konnten ja leider von den Sowjets oft genug dazu benutzt werden, dem Westen über die wahren Verhältnisse Sand in die Augen zu streuen.

Die Christen im Westen werden sich im Hinblick auf Männer wie Bereczky und den Prager Theologen Hromadka sowie auf die Haltung der Christen in den Ostblockstaaten überhaupt aller Urteile zu enthalten haben, die jenen etwa „Kollaboration“ mit einem totalitären Regime vorwerfen. Wir können ihre Lage ebensowenig beurteilen, wie etwa Engländer, Amerikaner oder Schweizer unsere Situation im Dritten Reich ganz verstehen konnten.

Aber zweierlei werden wir ihnen zu sagen haben: Urteile wie z. B. die, daß wir hier im Westen unter der ungebrochenen Herrschaft eines eindeutigen Kapitalismus und Imperialismus lebten, erkennen wir nicht an, weil sie außerhalb ihres Urteilsbereiches liegen.

Ferner werden wir sie zu warnen haben vor einer Verbindung zwischen Christentum und „dem“ Sozialismus. Es handelt sich gar nicht um den Sozialismus, wie ihn sich Hromadka und andere ausdenken, sondern es geht um den absoluten Anspruch der Staatsmacht auf den Men-

Der alte Kautz hat einmal unrecht

Sonntagsruhe oder Kirchgang?

Der alte Kautz geht gern zur Kirche. Er weiß, was er davon hat. Er tut noch mehr: Alle Bekannten lädt er ein, mitzugehen. Natürlich stößt er überall auf Ausreden. Dreiundzwanzig Sorten Ausreden kennt er schon auswendig, und dreiundzwanzig passende Antworten — ihr kennt ja den alten Kautz.

Aber eines Tages hatte er es mit Otto Schreiber zu tun, und gegen den kam er nicht auf. Otto sagte: „Nee, mein lieber Kautz. Ich habe an sich gar nichts dagegen, mal zur Kirche zu gehen; im Gegenteil, es täte mir manchmal ganz gut. Aber ich möchte nicht genau so zur Kirche gehen, wie ich in der Woche zur Arbeit gehe.“

„Wie meinst du das?“

„Wie ich das meine? Punkt soundsoviel Uhr muß man da sein; also muß man auf Punkt soundsoviel Uhr den Wecker stellen, und dann aber raus, rasieren, waschen, anziehen, Kaffee trinken, und dann marsch, marsch!“

„Na hör mal! Deine Arbeit fängt um 8 Uhr an, die Kirche um 10!“

„Weiß ich. Aber am Sonntag möchte ich mich mal ausschlafen. Und wenn dann die Kinder noch ein bißchen zu mir ins Bett gekrabbelt kommen, dann möchte ich ihnen die Freude nicht verderben. Rasieren möchte ich mich einmal in aller Ruhe, weißt du, so richtig mit Genuß gegen den Strich; und dann gemütlich mit der Familie zusammen Kaffee trinken, sonst kommt man ja die ganze Woche nicht dazu, und die Jahre vergehen und die Kinder wachsen heran und wissen von ihrem Vater nur, daß er Geld verdienen muß und keine Zeit hat.“

„Nun“, sagte Kautz, „da ist ja auch noch der Sonntagnachmittag.“

„Um die Deportationen, um die materialistische Erziehung in den Schulen. Wenn sie dagegen nichts sagen können, dann dürften sie ihr Schweigen auch nicht rechtfertigen mit dem Reden über einen theoretischen Sozialismus.“

Um in diesen Fragen ganz klar zu sehen, werden wir noch oft das Buch von Helmut Gollwitzer „ . . . und führen, wohin du nicht willst“ (vergl. Besprechung in der Märznummer von „Kirche und Mann“) zur Hand nehmen müssen. Wir erleben in ihm die innere Geschichte eines Menschen mit, der mit den größten Sympathien für den Sozialismus nach Rußland kommt und Wege zur Zusammenarbeit zwischen Christen und Kommunisten sucht. Am Ende steht eine durchgreifende Kritik und der Durchblick durch den menschenzerstörenden, dämonischen Charakter des Systems. Die letzten Fundamente des russischen Leninismus und Stalinismus werden dabei aufgedeckt. Das Schlußurteil lautet: „Ganz Rußland ist ein Lager.“ Vor und hinter dem Stacheldraht dieselbe Unfreiheit, die totale Übermacht einer neuen herrschenden Klasse, die demokratischen Formen Fassade, Lüge, Ideologie. Das russische Gefangenlager ist das getreue Abbild der sozialistischen Zwangsgesellschaft. **Es ist ein Wahn, zu meinen, der Sozialismus als die neue Form des Kollektiveigentums führe zur Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — nichts weniger als dies!**

(Diese letzten Sätze über das Buch von Gollwitzer haben wir absichtlich einer Besprechung im Hamburger „Sonntagsblatt“ entnommen, weil sie aus der Feder auch eines Rußlandheimkehrers, des Kieler Theologieprofessors Wendland, stammen.) rr.

„Du verstehst mich nicht. Ich will den Sonntag nicht nur in Ruhe verbringen, ich will ihn auch in Ruhe anfangen. Das gehört doch dazu.“

„Du hast recht; ich mache es ja auch so. Nur stehe ich eben früher auf.“

„Du bist älter; Kautz, du kannst um halb sieben sowieso nicht mehr schlafen. Aber ich kann es, und ich muß es, sonst ist der Sonntag ein Hetztag wie jeder andere. Die Kirche ist doch schließlich nicht nur für die alten Frühaufsteher da!“

„Meinst du wirklich, deinetwegen sollte der Gottesdienst von 10 auf 11 Uhr verlegt werden?“

„Meinetwegen? Was glaubst du denn, wie viele Männer genau so denken wie ich? Hunderttausende!“

„Trotzdem, Otto. Denk doch nur: über 300 Jahre lang hat der Gottesdienst bei uns um 10 Uhr angefangen. Sollen wir diese ehrwürdige Ordnung wirklich jetzt umstoßen?“

„Aha, 300 Jahre! Damals war die Welt noch anders. Da ging jedermann um 9 Uhr zu Bett, spätestens um 10; da war man um 6 Uhr ausgeschlafen. Nein, wir wollen das mal von der andern Seite ansehen. Damals wurde um 12 Uhr zu Mittag gegessen. Mithin legte man den Gottesdienst so, daß die Frauen gerade noch in Ruhe nach Hause gehen konnten und eine halbe Stunde Zeit hatten, um das Mittagessen fertigzumachen. Eine Stunde dauert der Gottesdienst — also 12 weniger 2, macht 10. Das heißt: so spät am Vormittag, wie es eben ging. Wer ist aber heute um 12 Uhr zu Mittag?“

„Oh, bei uns zu Hause, auf dem Dorf, da tun sie das alle. Da geht man auch um 10 Uhr schlafen!“

„Auf dem Dorfe, gut. Da kann die Kirchzeit auch ruhig auf 10 Uhr liegen